

Auszug aus: Wang Hongtu „Lebewohl, Germania“

Es ist Ende September und die norddeutsche Stadt zeigt bereits ihr spätherbstliches Antlitz. Das üppige Grün hat sich über Nacht knallgelb verfärbt. Lautlos, fast unbemerkt. Flatternd fallen die Blätter zu Boden. Das Laub, das die engen Gassen bedeckt, raschelt unter den Schuhen. Die Kletterpflanzen, die den hundert Jahre alten Turm von allen Seiten bewachsen, haben sich in einen prachtvoll leuchtenden, dunkelroten Wandteppich verwandelt. Die Uhr wurde noch nicht von Sommer- auf Winterzeit umgestellt und deshalb ist es um fünf oder sechs Uhr abends immer noch hell. Das barocke Rathaus, mit goldenen und silbernen Ornamenten verziert, ragt stolz am Ufer des Sees empor und spiegelt sich in den sanften Wellen. Einige hundert Meter entfernt steht die große Kirche, deren tiefschwarzer Glockenturm fast bis in den Himmel zu reichen scheint. Zwischen Rathaus und Kirche besteht eine imaginäre Linie, entlang derer vereinzelt grüne, romanische Kuppeln sowie tiefrote Giebel und Dächer zu sehen sind. Schräg gegenüber dem Rathaus befinden sich die Arkaden, in denen sich Geschenkläden, Cafés und Blumenläden dicht aneinanderreihen. Menschen bummeln in kleinen Gruppen durch die Geschäfte und Läden. Die Schleierwolken hängen tief am Himmel und in der warmen Luft löst sich kaum wahrnehmbare Trägheit und Sorglosigkeit auf. Am Ufer des Sees gehen die Touristen spazieren, bücken sich gelegentlich und füttern geduldig eine Gruppe schwerfälliger Tauben. Andere sitzen an Tischen vor den Cafés, trinken Cola und Bier und essen Sandwichs, lachen und blicken zum See, auf dem Enten und Schwäne schwimmen. Am Geländer der nahegelegenen Brücke lehnt ein grauhaariger Kunstverkäufer und spielt auf einem alten, kaputten Akkordeon ein paar schief klingende Lieder.

Zur gleichen Zeit wird im chinesischen Generalkonsulat, welches nicht weit von der Altstadt entfernt liegt, ein Empfang zum Nationalfeiertag gegeben. Die Gäste kommen in Scharen und strömen in das Foyer und die angrenzenden Räume, in denen die Feierlichkeiten stattfinden. Der Generalkonsul steht auf der Empore neben der Wendeltreppe und hält eine feierliche Ansprache. Qian Chonghua steht inmitten der Menschenmenge, wischt sich die Schweißtropfen von der Stirn und schnappt nach Luft. Es ist mehr als einen Monat her, seit er das letzte Mal so viele Chinesen an einem Ort gesehen hat. Wie ein Außerirdischer steht er hier, der „gelbe Mann“, von dieser riesigen „weißen Menschenmasse“ umgeben. Es ist genau diese Situation, die ihm ein starkes Unwohlsein beschert. Seit mehreren Tagen schon fühlt er sich als stehe er in einer leeren Wüste. Von früh bis spät, um ihn herum nichts als Sand. Mit Getöse wirbelt der Sand um ihn herum, türmt sich langsam auf und droht ihn vollständig zu begraben. Er hat das Gefühl zu ersticken. Schon mehr als einmal hat er lange Zeit in der Aula der Universität gestanden und langsam den großen blauen Globus gedreht. Dabei starrte er auf den asiatischen Kontinent. Nur langsam wanderte sein Blick von Westen nach Osten. Wenn er alleine war weinte er. Er weinte aus Sehnsucht nach Shanghai, dieser tausende Kilometer entfernten, pulsierenden, ja brodelnden Metropole. Glaubte man den Amerikanern, hatte er wohl einen richtigen Kulturschock.

Chonghua atmet tief die kühle Luft ein, als er durch das ruhige Stadtviertel läuft, in dem die schneeweißen, senfgelben und taubenblauen Mehrfamilienhäuser dicht an dicht stehen. Er schaut hoch zu den Balkonen, auf denen hier und da ordentlich gestutzte Blumentöpfe stehen. Die bunten Blumen scheinen zu einer Traumwelt zu gehören, von der hin und wieder ein entfernter Duft herüberweht. Ein Eichhörnchen läuft über den Rasen vor den Häusern. Aufmerksam schaut es die leere Straße hinab, bevor es flink den dunklen Baustamm hinauf in

die Ulme klettert und in deren üppigen Laub verschwindet. Chonghua erreicht wenig später die belebte Hauptstraße, auf der sich die Autos dicht an dicht drängen. Bereits kurz nachdem er in Deutschland angekommen war, fühlte er sich wie ein Fremdkörper. Wie einen alten Baum, den man verpflanzt hatte. In ihm tobte ein Sturm der Erschöpfung, Trostlosigkeit und Langeweile. Vermutlich war dies schlicht das Ergebnis der neuen Eindrücke, auf die er sich in Shanghai nicht hatte vorbereiten können. Egal wie sehr er es auch versucht hatte. Diese Welt war ein einziges Trugbild. Glitzernd und schön verspricht es einem das große Glück, in Wirklichkeit ist es eine schmutzige Falle. Einmal in ihr gefangen, ist es schwer wieder herauszukommen.

Es ist jetzt Anfang Mai, die Luft wird endlich wieder wärmer.

Das dichte Grün der Bäume rauscht und raschelt im Wind und die Straßen werden von farbenfrohen Blumen gesäumt. Die Sonne taucht die düsteren Gebäude der Stadt in gleißendes Licht und lässt ihre Farben leuchten, so als habe ein übereifriger Maler zu viel Farbe auf seine Leinwand aufgetragen. Es dauert nicht lange und die Menschen lassen ihre dicke Winterkleidung zuhause. Während die einen auf den weitläufigen Rasenflächen die langersehten ersten Sonnenstrahlen genießen, sitzen die anderen an den Tischen vor den Cafés und genießen den ersten Kaffee im Freien. Eines haben sie alle gemeinsam: die leichte Bräune, die ihre Haut überzieht.

Am Wochenende findet nachmittags ein Marathonlauf in der Innenstadt statt. Chonghua ist dennoch relativ gelassen. Er fühlt sich wie ein kleines Blatt, welches unaufhörlich vom Wind umher geweht wird. Oder wie ein ausgesetzter Hund, der ängstlich herumläuft und sein Herrchen sucht, ihn aber nicht finden kann. Im Zick-Zack bahnt Chonghua sich einen Weg durch die Menschen, die sich am roten Zielbanner versammelt haben. Er tritt auf die weggeworfenen Plastikflaschen, die den ganzen Boden bedecken und geht auf die Brücke, die über die Bahngleise führt. Er hockt sich auf das Geländer und schaut gedankenverloren auf die glänzend schwarzen Schienen herunter. Lautlos führen sie in die Ferne, machen gelegentlich eine Kurve oder verzweigen sich. Ein Zug kommt angerast, fährt an ihm vorbei und lässt die Brücke leicht erzittern. Links von ihm ist nicht weit entfernt der Park, in dem einige Statuen und Skulpturen stehen, allesamt mit einer Patina überzogen. Einige sitzen in kriegerischer Haltung auf galoppierenden Pferden, eine andere zeigt einen Kaiser mit Helm und Schwert auf einem Pferd sitzend. Ihre dem Wetter ausgesetzten Gesichter lassen den Glanz der alten Zeit aber noch erahnen. Sie strahlen Melancholie und Wehmut aus, ein Seufzen des langsam verstreichenden Lebens. An der Ecke des großen Gebäudes, dessen Dachspitzen mit Grünspan überzogen sind, steht eine weitere Skulptur. Sie zeigt eine in Marmor gehauene Göttin, die eine aschgraue Weltkugel in die Höhe hält.

Eigentlich gibt es keinen Grund für Chonghua, so betrübt zu sein. Aber schleichend hat sich die allgegenwärtige Lethargie und Müdigkeit in ihm breit gemacht. Sie durchdringt seinen ganzen Körper. Er schüttelt den Kopf und verlässt die Brücke. Langsam schlendert er zum Ufer. Wenig später wird das ihm vertraute Ufer in Sonnenlicht getaucht, was ihm einen blassblauen Schleier verleiht. Die weißen Segel der Boote sehen aus wie kleine Punkte auf dem See und gelegentlich sind Fähren und rostbraune Schiffe zu sehen, wie sie von einem zum anderen Ufer fahren. Chonghua reibt sich die Hände. Müde setzt er sich auf einen Holzstuhl und blickt zur Anlegestelle der Fähren, zu den bunten Booten, die sich am Ufer nebeneinander reihen und zu den Masten, die ein wildes Durcheinander bilden. Am linken Ufer liegt ein Restaurant mit Gartenterrasse, vor dem eine kleine Gruppe Tauben, es sind vielleicht fünf oder sechs, kopfwackelnd über den Rasen laufen und vergnügt Sachen vom Boden aufpicken. Direkt am

Ufer des Sees steht eine alte Trauerweide, in deren Schatten die Wasserpflanzen nur so wuchern. Eine kleiner, noch ganz flauschiger, Schwan schwimmt auf den See hinaus, dicht gefolgt von einem Elternteil. Sie sind umgeben von sanften Wellen, die von den Enten stammen, die ununterbrochen ihren Kopf unter Wasser stecken und kurz danach wieder auftauchen.